Irma.

Von R. v. Roerdansz.

Venezia! — klingt es nicht wie im Traum, wenn der Schaffner das Zauberwort ausruft. Man hat soviel Märchenhaftes davon gehört, daß die wirkliche Existenz dieser Stadt förmlich überrascht, so dachte auch die junge Dame, die mit ihren Eltern aus dem Abtheil erster Klasse stieg und mit erwartungsvollen Augen um sich sah. Sie war groß und schlank, mit hellblonden Haaren und dunklen Augen, ihr größter Reiz bestand aus der Vereinigung von herber Jungfräulichkeit und der lieblichen Anmuth der Blondinen. Leichtfüßig sprang sie in die schwarze Gondel, während die älteren Herrschaften etwas umständlich nachfolgten.

Wie das schön und eigenartig war, dieses Ankommen in der Gondel, nicht wie bisher immer in den klapperigen Hotelwagen!

„Nun, Kind, bist Du ja endlich in Deinem ersehnten Venedig, was wir alten Leute nun „nolens volens" mitbewundern müssen, sonst hätten wir ja doch keine Ruhe gehabt," — übrigens so gar alt, wie er sich gern schilderte, war Geheimrath von Geldern noch nicht, aber er liebte seine gemüthliche Häuslichkeit mehr als das Herumreisen, auch seine Gattin reiste nur aus Liebe zu ihrer Tochter, ohne selbst einen erheblichen Genuß davon zu haben. Irmgard, ihr einziges Kind, war den Eltern wenig ähnlich, eine sehr zurückhaltende Natur, dem Gesellschaftsleben abhold, begeistert für Natur und Kunst. Obgleich sie 24 Jahre zählte, hübsch und reich war, hatte Keiner vermocht, ihr Herz höher schlagen zu lassen, sie war fest davon überzeugt, daß die Liebe ja — wie es schien — für Andere nöthig, für sie aber durchaus entbehrlich sei. Auch ihre warme Hingebung für ihre Eltern zeigte sich selten in äußeren Liebkosungen, sie liebte und verehrte sie von Herzen; aber ihr inneres Leben lebte sie für sich allein.

Es war schon dunkel, als sie im Hotel Bauer ausstiegen, und als sie auf ihren kleinen Balkon trat, der nach dem „Canale grande" herausging, sah sie unter sich die schwarzen Gondeln geheimnißvoll vorbeigleiten. Der erste Abend in Venedig — beim Mondenschein und der weichen Luft — das hat etwas Berückendes, fast Außerweltliches an sich. Irmas schönheitsdurstige Seele athmet in vollen Zügen den Zauber dieser Stunde ein.

Als sie zum Speisen hinuntergingen, begegnete ihnen auf der Treppe ein Herr, dessen Bekanntschaft sie in Mailand gemacht hatten, Hans Reinhold, ein Maler aus Berlin, der sich jeden Winter einige Monate in Italien umhertrieb, um in den nie erschöpften malerischen Motiven zu schwelgen. Er begrüßte die Herrschaften mit ersichtlicher Freude und bot seine Führerdienste in Venedig an, wo er wie zu Hause wäre. Man sah ihm den Künstler nicht an; er war elegant, mit peinlicher Sorgfalt gekleidet und bewegte sich mit großer Leichtigkeit. Seine großen, graublauen Augen sahen immer etwas erstaunt aus, und sein hübsches Lächeln ließ seine tadellosen Zähne sehen. —In den nächsten Tagen nahm Irma seine Begleitung öfters an, ein ganz besonderes Vergnügen gewährten ihr seine sachverständigen Erklärungen der alten Meisterwerke — gerade dafür hatte sie bis dahin kein großes Verständniß gehabt. Sie bemühte sich, anders sehen zu lernen und sich in seine Anschauung hineinzuleben. Sie war eine jener Naturen, denen es ein Genuß ist, sich an einer geistigen Ueberlegenheit zu entwickeln; sie war Jedem dankbar, der ihren Hunger nach wahrer Erkenntniß und Vervollkommnung befriedigte. Da ihre Mutter durch ein leichtes Unwohlsein viel an das Zimmer gebannt war und dem Vater, Galerien zu besehen, als eine milde Art der Todesstrafe erschien, kam sie durch das häufige Zusammensein, durch das Austauschen der verschiedenen Anschauungen von Kunst und Leben bald in einen engeren Contact mit dem begabten Künstler, der, gefesselt von der Anmuth und Intelligenz des jungen Mädchens, jede Gelegenheit benutzte, um sich in ihrer Gunst zu befestigen. Sein Auge hatte sich müde gesehen an den üppigen Reizen der leicht zu gewinnenden Südländerinnen; mit heimlichem Entzücken beobachtete er das feine Mienenspiel und die etwas kalte, nordische Schönheit ihres Gesichtes, folgte er der geschmeidigen Grazie ihrer schlanken Gestalt. Und sie, an der bis jetzt alle Huldigungen abgeprallt waren, sie erfreute sich an der zarten Ritterlichkeit, an der zurückhaltenden Bewunderung dieses Mannes. Sie fing an, besondere Sorgfalt auf ihre Erscheinung zu legen, um seinen Künstleraugen zu gefallen.

Eines Abends — als sie am Fenster stand und in das dunkle Wasser unter sich starrte, ohne etwas davon zu sehen — kam's aus ihrem Herzen herauf: Also das ist's, — nun lerne auch ich sie kennen — die Liebe, — ich liebe ihn ja, wie ich nie glaubte, lieben zu können, ich sehe und höre ja nichts als ihn, es ist, als wäre alles Andere versunken, und ich lebte nur in den Stunden, in welchen ich ihn sehe. Und dann faßt es mich wie mit Flammen und ich möchte meine Augen schließen, weil ich fürchte, sie würden verrathen: sieh, wie ich Dich liebe! — und wie unter etwas Gewaltigem, Unfaßbarem beugte sie ihr Haupt.

Ihre Eltern ahnten nichts von ihrem inneren Erleben, nur mühsam, mit aller Energie drängte sie den fortwährenden Gedanken an ihn zurück und zeigte ihnen ihr gewohntes ruhiges Gesicht. Frau von Geldern äußerte ihrem Mann gegenüber die Besorgniß, ob nicht vielleicht eine gewisse Gefahr für ihr Kind in dem zwanglosen Umgang mit Reinhold liegen könnte, worauf er lächelnd erwiderte: „Ich bitte Dich, unsere kalte, unnahbare Irmgard — und noch dazu ein Künstler!" Diese wenigen Worte beruhigten sie denn auch vollständig.

Ob er sie wiederliebte, — das war die brennende Frage, mit der Irmgard sich unablässig beschäftigte, sie rief sich jeden Blick und jedes Wort von ihm in's Gedächtniß zurück, aber sie kam zu keinem Resultat. Freilich, was daraus werden sollte, wenn er sie liebte,— die adelsstolzen Eltern, die ganz veraltete Begriffe von Künstlern hatten, die sie nicht als standesgemäß betrachteten, die von dem Adel, den die Kunst verleiht, nichts verstanden, — nun, sie würde kämpfen, muthig kämpfen für diese ihre erste große Liebe, bis aufs Blut, — gegen eine Welt, wenn es sein mußte. Zum ersten Mal freute sie sich, daß sie ihm Alles würde schaffen können — aber lieben mußt Du mich, Einziger, fügte sie ihren Gedanken hinzu.

Seinem scharfen Auge entging die Veränderung nicht, die sich in Irma's Wesen vollzog, ein stolzes Siegergefühl schwellte seine Brust! Ja, wenn er frei gewesen wäre — wenn er die ihm schon längst bis zum Ekel gewordene Fessel auch so abstreifen könnte, wie auf Reisen seinen Trauring! Bequemlichkeit und Sinnenliebe hatten ihn bewogen, sein Modell zu heirathen, eine unbedeutende Person, die ihn zu umgarnen wußte, so daß er meinte, nichts Besseres thun zu können, als sich für immer mit ihr zu vereinigen, — und sie bestand ja nun einmal auf der Ehe. — Ach, wie sie ihm zum Ueberdruß war und wie begehrenswerth ihm Irmgard erschien! — Er war nicht mit einem besonders feinen Gewissen ausgestattet, aber das erschien selbst ihm als eine Freude, noch weiter zuzusehen, wie in Irma eine gewaltige, tiefe Liebe erblühte. Und er beschloß, abzureisen; Flucht war das Einzige, um auch sich vor seiner Leidenschaft zu retten.

Eines Nachmittags hatte Herr von Geldern und seine Damen eine Einladung, in seiner Gondel, die er stets für den wochenlangen Aufenthalt in Venedig miethete, nach dem Lido zu fahren, angenommen. Morgen früh wollte er dann abreisen. Da es aber Frau von Geldern nicht gut ging, wollte ihr Mann sie nicht allein lassen und Irmgard, an deren Selbständigkeit sie gewöhnt waren, hatte keinen Grund, auch ihrerseits das Versprechen zurückzuweisen. Der Zufall, der oft die besten Vorsätze vereitelt, brachte nun diese beiden Menschen zusammen, allein, auf den plätscherden Wogen. Er ruderte und sah dabei immer in ihr süßes, ihm zugewendetes Gesicht und wußte, daß all das Beben in ihr ihm galt, daß ein Wort die zur Schau getragene Gleichgültigkeit niederreißen würde. Und er hatte nicht die Kraft, zu widerstehen, die Leidenschaft nahm ihm den Verstand. Bebend fragte er, was er schon wußte: „Irma, sage mir, ob auch Du mich liebst?" — Keine Antwort konnte mehr sagen, als die heiße Blutwelle, die in ihre Wangen stieg und das Schließen ihrer Augen, als scheuten sie sich, zu viel zu gestehen. Er riß sie in seine Arme und wie Verschmachtete küßten sie sich. Als er sie endlich losgelassen, strich sie wie im Traum über ihr verworrenes Haar, ihre Augen sahen wie verzückt aus. Nein, diese Stunde wollte er sich nicht verbittern lassen, das war ja das Glück, das holde, nimmerwiederkehrende, — möge nachher kommen, was kommen wolle. Zärtlich sagte er: „Irma, mein Lieb, Du darfst in den nächsten Tagen Deinen Eltern noch nichts sagen, es fällt dann gleich so viel Kleinliches auf unser junges Glück. Laß uns ein paar Tage ganz ungetrübt selig sein, in der Gewißheit unserer Liebe, — ich werde Deinen Eltern nicht willkommen sein als Schwiegersohn." Sie erwiderte: „Weißt Du, ich werde schon kämpfen, ich fühle mich ja so stolz und stark, weil Du mich liebst. Sag, warum liebst Du mich denn?" Und wie durch einen Schleier sah sie die weite Wasserfläche vor sich, es kam ihr vor, als wäre sie ganz allein mit ihm auf der Welt und das Gefühl von etwas unendlich Süßem durchschauerte sie.

Wie im Fluge schwanden die Stunden voll heißer Glückseligkeit. Nachdem sie zärtlichen Abschied genommen, schlüpfte Irma erst ganz leise in ihr Zimmer, damit sich die stürmischen Wogen beruhigen sollten, ehe sie zu ihren Eltern ging. Das war dann wie ein Märchen = Abend, wie verzaubert lauschte sie den Klängen, die aus der Gondel zu ihr herauf tönten. „Vorrei morir quando tramanto il sole," — sangen sie da mit diesen wunderbar reich und geschult klingenden Stimmen und dem fein musikalischen Gefühl, das den Italienern in so hohem Maße zu eigen ist. „Vorrei morir," — nein, das wollte sie jetzt nicht, — leben, leben für ihn, durch ihn, mit ihm, sein zweites Ich sein, alle seine Interessen theilen, im Mitgenießen und Mitverstehen seiner Kunst mitleben, Licht und Schönheit in sein Leben bringen. Wie schaal und inhaltlos dünkte ihr nun ihr bisheriges Leben. „Mein Gott, ich danke Dir," stieg's aus ihrem übervollen Herzen empor.

Und er? Wie hatte er sich nur so hinreißen lassen? Konnte er denn nie widersteh'n, wenn sein Herz sprach? Was war denn nun zu thun, wie sollte er sich vor dem geliebten, stolzen Mädchen rechtfertigen, wie würde sie ihn verdammen, von deren Munde er das stammelnde Beben der Liebe wachgeküßt hatte. „Vorrei morir," klang's da auch zu ihm herauf. Als ob das so leicht wäre. Mit allen Fasern hing er am Leben.

Ja, so wollte er es machen. Er wird ihr schreiben, er darf sie nicht wiedersehen, er hat keinen Muth, ihr Auge in Auge zu gestehen, daß er sie betrogen hat; er wird ihr schreiben, daß er arm und zu stolz wäre, da Wohlthaten anzunehmen, wo er nicht willkommen wäre und daß er sich von seiner großen Liebe hätte hinreißen lassen, sein Entschluß zu entsagen aber unabänderlich wäre.

Mit schwerem Herzen fing er an zu schreiben. Dazwischen zehrte die Erinnerung an die letzten, süßen Stunden an seinem Herzen. Kaum genossen, für immer vorbei. — —

Welch' bittere Entsagung und welch' Enttäuschungen gehen da voraus, wo dies „Vorbei" gesprochen, gestammelt wird, — oder mit jener Ruhe gesagt, die einem Sterben gleichkommt.

Ganz in der Frühe des nächsten Tages, nach einer ruhelos verbrachten Nacht, gab er dem Portier den Brief mit dem Bemerken, ihn Fräulein von Geldern allein zu übergeben. Dann stieg er in die Gondel. Es war ihm, als nähme er von allem, was schön, rein und süß im Leben ist, Abschied — — Vorbei. — —

Mit jubelndem Glücksgefühl wartete Irma der Zeit entgegen, in der sie den Geliebten wiedersehen würde. Sie wollte mit ihm in die Markuskirche gehen, sie wollte dort mit ihm sich eins fühlen in der Anbetung des Unerforschlichen, über uns Waltenden. Das wahre Glück veredelt und erhebt; man möchte Gott und Welt seinen Dank abtragen, man möchte alles lieben, was leidet und unglücklich ist zu dieser kurzen Zeit des Glücks, wo die Seele lebt und man mit jedem Athemzuge wächst.

Ganz heimlich lachte und frohlockte es in ihrem Inneren, als ihr Vater ihr liebkosend die Wange streichelte und sagte: „Du siehst so sonnig und rosig aus, wie eine Braut am Frühlingsmorgen." — Ja, das Glück läßt sich schwerer verbergen als das Leid. Ueber ihrer zarten, vornehmen Erscheinung lag das Bewußtsein ihres Glücks wie ein Duft.

Mit undurchdringlicher Miene überreichte der Portier ihr den Brief, — sie fühlte, daß er von ihm war, nahm ihn mit scheinbarer Ruhe und ging zur Markuskirche, um ihn da zu lesen. Ihr Herz schlug wild und kaum konnte sie ihn mit ihren zitternden Händen halten, und kaum konnte sie verstehen, was sie da las, — das konnte doch nicht sein, das war ja unmöglich! Sie mußte träumen, und gewiß, sie würde gleich erwachen, — aber nein, da saß sie doch, sie hielt doch den Brief in ihren Händen, — sie las doch nun schon zum dritten Male, das Unverständliche, Unbegreifliche. Was war denn geschehen, was hatte sich denn geändert seit gestern, — gestern, — und heute schon alles vorbei? In dem Gedanken lag es ja wie Wahnsinn!

Sie wußte nicht, wie lange sie da gesessen, waren es Stunden, waren es Minuten, — wie sollte sie mit diesem Erlebniß im Herzen ruhig scheinen, oder war alles ein Irrthum, — gab es vielleicht noch einen Ausweg? — Wie gebrochen wankte sie zum Hotel zurück.

Auf ihrem Zimmer kam es mit solcher Macht über sie, daß ihr zarter Körper wie im Krampf geschüttelt wurde, eine solche Ekstase der Verzweiflnug, bis sie, zu Tode erschöpft, für kurze Zeit in einen Zustand völliger apathischer Abgestorbenheit Erlösung fand. — —

Seit jenem Riß, der durch Irmas Herz und Leben gegangen war, waren vier Jahre verstrichen. Jahre voll bitteren Leides. Irma war hart und kalt geworden; alles, was die Liebe und das Glück in ihr zum Blühen gebracht hätte, war gestorben. Sie hatte einen grausamen Trost darin gefunden, Herzen an sich zu ziehen und sie dann kalt fortzustoßen, sobald sie sich ihr in Liebe nahten; sie wollte Andere leiden lassen, wie sie gelitten. Einige Monate nach Empfang des verhängnißvollen Briefes hatte sie erfahren, daß Reinhold verheirathet war. Die grenzenlose Empörung und der Ekel und der verzweifelte Kampf bis diese übermächtige Liebe in ihr zum Haß umschlug.

Im Zeitraum von drei Jahren hatte sie ihre Eltern verloren. Sie kam sich so verlassen vor, so enttäuscht vom Leben, daß ihre Gedanken oft damit spielten, freiwillig aus einem Leben zu scheiden, in dem sie sich nicht heimisch mehr fühlte. Seit einigen Wochen hatte sie eine unbemittelte Cousine zu sich genommen, ein fröhliches Mädchen, das sich in schwärmerischer Liebe ihr anschloß. Ihre stets gleichbleibende Fürsorge und Zärtlichkeit, ihr sonniger Frohsinn versuchte die starre Gleichgültigkeit Irmas zu durchbrechen und sie dem Leben zurückzugewinnen. Ganz allmählich belohnte sich ihr treues Wirken. Irma fing an, mit theilnehmenden Augen um sich zu sehen, und bald bemerkte sie, daß sie nicht so vereinzelt dastand mit ihrem Leid wie sie wohl dachte. Sie sah, daß über der ganzen Menschheit ein großes, schweres Kreuz liegt, an dem alle zeitweise mittragen müssen, — sie lernte begreifen, daß die Menschen alle Leidensgenossen sind, die sich gegenseitig helfen und lieb haben sollten!

In ihrem schwer errungenen Frieden hinein erhielt sie eines Morgens einen Brief, bei dessen Anblick sie alle Farbe verlor, so daß ihre Cousine erschreckt fragte: „Um Gottes Willen, Irma, was fehlt Dir?" — Sie bat: „Laß mich allein, Lisa, Du weißt, — ich habe Dir doch erzählt, — damals in Venedig, — der Brief ist von ihm. Geh, Liebste, bis ich Dich rufe, ich muß allein sein." — Widerstrebend, mit besorgtem Blick auf die geliebte Freundin, gehorchte Lisa, sie drückte im Vorbeigehen einen zärtlichen Kuß auf Irmas Stirn, als wollte sie sagen: „Ich trage Alles mit Dir und bin bei Dir."

Mit fliegendem Herzen eröffnete Irmgard den Brief, ihr Herz schlug zum Zerspringen, so daß sie die Hand darauf legen mußte, wie um es festzuhalten, während sie las: „Geliebte Irma, Du mußt es mir erlauben, Dich noch einmal so zu nennen, mein Herz kann sich zu keiner anderen Form zwingen. Irma, ich beschwöre Dich, höre mich an, — nicht ein Augenblick ist vergangen, in dem ich nicht Deiner gedacht habe, wie verwachsen bist Du mit meinem Wesen; ach, mit welcher Liebe, mit wie bitteren Qualen und Vorwürfen habe ich Deiner gedacht! Irmgard, wenn Du mir verzeihen könntest, wenn Du entschuldigen könntest, was ich aus Liebe gefehlt — wenn treueste Liebe und aufrichtige Reue sühnen könnten! Ich bin erlöst von der unwürdigen Fessel, ich habe in Ergebung und Langmuth ausgehalten, bis der Tod mich von ihr befreit hat, von der mein Herz nichts wußte, und die mein Leben vernichtet hat. Irma, ich habe ja nie gewußt, daß es solche Liebe giebt, wie ich sie für Dich empfinde, — wenn Du mir vergeben und mich rufen würdest, jeder Athemzug würde ein Dankgebet sein! Du hast mich geliebt, ich flehe Dich an, wenn noch nicht Alles in Deinem Herzen für mich erstorben ist, laß Deinen Stolz nicht über Deine Liebe siegen. Irma, geliebtes Mädchen, ich beschwöre Dich, ich flehe Dich an, schreibe mir ein Wort, daß ich kommen darf, daß ich vor Dir niederknieen darf und Deine Verzeihung erflehen, daß ich Dir sagen darf, wie mein Herz nur Dich gekannt und geliebt hat. Irma, ein Wort und mein Glück ist ohne Grenzen. Siehst Du, so glückselig kannst Du machen, und Du wolltest es nicht thun? Die wahre, große Liebe überwindet und überdauert Alles. Geliebte, schreibe mir nur das eine Wort: Komm! Wie Du auch entscheidest, ich bleibe für alle Zeiten Dein."

Wie Alles in ihrem Herzen von Neuem aufbrach. Alles, was sich zur Ruhe gezwungen, wie das wühlte und gährte in ihr, was sie todt geglaubt! Nein, sie würde ihm nicht schreiben, warum hat er kein Vertrauen zu ihr gehabt, warum hat er sie betrogen, warum hat er zugesehen, wie sie immer mehr und mehr sich ihm zuneigte, das durfte er nicht thun, das nicht, — sie würde ihm ja doch nicht mehr glauben und vertrauen können. Er sollte büßen, sie liebte ihn ja nicht mehr. Liebte ihn nicht mehr? Wie ein Stöhnen kam's aus ihrem Herzen, wie ein warmes Licht in ihre Augen und mit bebenden Händen schrieb sie das kleine Wörtchen: „Komm!"

Jugend.

Von Leon Lanrof.

I.

Wenn die Bewohner von Pont = Lemoine, die die ernste Miene ihres Arztes, des Doctors Ledouze, so sehr bewundern, — wenn seine junge Frau, der er so sehr imponirt, daß sie nur in furchtsamer Verehrung zu ihm emporzublicken wagt, — wenn alle, die ihn kennen, seit er sich in der Provinz niedergelassen hat, — ihn auf dem Pflaster von Paris herumstampfen sehen würden, seit er den Bahnhof Montparnasse verlassen hat, sie würden ihn nicht mehr wiedererkennen.

Hoch aufgerichtet, mit lachendem Blick und herausfordernd hochgedrehtem Schnurrbart, den Hut auf dem linken Ohr, macht Herr Ledouze weder einen verheiratheten noch einen doctoralen Eindruck. Er fragt weder nach Pont = Lemoine noch nach seiner kleinen Frau, noch nach seiner Praxis, noch nach sonst etwas. Er ist wieder um fünfzehn Jahre jünger geworden, er ist wieder Student, Junggeselle und lustiger Bruder.

Die Verwandlung ist indeß nicht so plötzlich vor sich gegangen, wie man glauben könnte; sie hat ganz heimlich im Herzen des Doctors Ledouze begonnen, als er vor einiger Zeit eine Einladung erhielt, dem medicinischen Congreß in Paris beizuwohnen.

Wie ein Blitz war die Idee in ihm aufgetaucht: ein paar Tage lang sein früheres Leben wieder aufzunehmen, seine Jugendfreunde, sein Quartier Latin und seine kleine Studentenbude wiederzusehen.

Plötzlich war es ihm klar geworden, daß das Leben, das er in diesem Provinzwinkel führe, grau und einförmig war, daß es diesem Leben an einem Boulevard Michel, an einem Bal=Bullier und vor allen Dingen an einem „Hotel der Jugend" fehlte! Er dachte wieder an den dicken Wirth, den braven Poulart und seine Frau, die zur Zeit seines Semesters noch einige „beaux restes" ehemaliger Schönheit aufzuweisen hatte. . .. und an Mistanchette, die so bittere Thränen vergoß, als er abreiste. Mistanchette, die sich umbringen wollte, — ach — Mistanchette!

Trotzdem hatte Herr Doctor Ledouze der Versuchung zuerst tapfer widerstanden, er hatte versucht, sich selbst Vernunft beizubringen. Aber nach zweimal 24 Stunden hielt er es nicht mehr aus; er hatte der kleinen Madame Ledouze erklärt, die Wissenschaft rufe ihn, und ein dickes Couvert mit ernster Aufschrift zur Post gegeben:

Herrn Poulart,
Besitzer des „Hotels zur Jugend".
Rue des Fosses Saint Jacques,
Paris.

Darin aber steckte ein verrückter Brief mit tollen Zickzacklinien, die vor Lustigkeit förmlich hin und her taumelten.

"Lieber Herr Poulart!
Sie bekommen einen alten, bekannten Gast! —

Ich komme auf acht Tage nach Paris und gedenke Ihr Hotel mit meiner Anwesenheit zu beehren. Sehen Sie zu, daß ich wieder mein altes Zimmer bekomme, reserviren Sie mir meine Ecke und stellen Sie trinkbaren Champagner kalt. Ich klopfe Ihnen freundschaftlich auf den Bauch und schenke Fidele ein Stück Zucker, das er sich selbst aus der Zuckerschale heraussuchen mag.

Also auf Dienstag Abend!
Ihr Totole.

II.

Als er zur Rue des Fosses Saint-Jacques kommt, schlägt das Herz des Herrn Doctor Ledouze heftig. . . . Jedenfalls standen Vater und Mutter Poulart schon auf der Schwelle und warteten auf ihn! Ob Fidele ihn wiedererkennen wird? Und wer weiß, vielleicht ist auch Mistanchette da, um den Reisenden zu begrüßen. . . .

Aber nein — da drüben erhebt sich die schmale Fassade des Hauses, das sich nicht verändert hat, aber an der Thür wartet Niemand.

„Der Vater Poulart hat gewiß geglaubt, es wäre ein Witz. Man hat sich ja so oft über ihn lustig gemacht! — Na warte, ich werde Dich lehren, nicht da zu sein, um mich zu empfangen!"

Und mit seinem Koffer die Thür des kleinen Cafees aufstoßend, stimmt der Doctor Ledouze mit voller Stimme den Gassenhauer an, den man früher im Cafee zu singen pflegte. — Herrgott, wenn seine kleine Frau und seine Patienten von Pont = Lemoine ihn hörten!

Doch verdutzt hält er inne. — Ein kleiner vertrockneter Mann tritt mit überraschter und fragender Miene, gefolgt von einem tückisch lächelnden Kellner auf ihn zu, während vom Schenktisch ein kleines, junges Mädchen mit einem Vince=nez ihn mit strengen Blicken mustert; an den Tischen haben sich die Gäste — lauter unbekannte, junge Leute — umgedreht und unterbrechen einen Augenblick unwillig ihr Spiel, um den geräuschvollen Eindringling zu betrachten.

„Verzeihung, mein Herr," fragte Ledouze, der jetzt bis an die Haarwurzeln erröthete und mit seinem Koffer in der Hand bestürzt stehen blieb, „ist Vater Poulart nicht da?"

„Vater Poulart?" versetzte der Wirth erstaunt. „Der ist vor vier Jahren gestorben, mein Herr, ich habe sein Haus gekauft. Aber entschuldigen Sie, mein Herr," fragte der Wirth nun seinerseits, „habe ich von Ihnen nicht vor einigen Tagen einen Brief bekommen — er war an Herrn Poulart adressirt; aber da ich sein Nachfolger bin, habe ich ihn aufgemacht. Sind Sie Herr Totole?"

Der Doctor Ledouze wurde unter dem spöttischen Blick der kleinen Kassirerin, der Kellner und der jungen Leute, die alle den Kopf erhoben und ihn ansahen, roth wie eine Tomate.

„Ja — allerdings —" stotterte er; „unter diesem Namen kannte mich Herr Poulart früher."

„Nun, mein Herr, das ist doch kein Grund, daß Sie hier bei uns nicht absteigen," versetzte der Wirth mit geschäftsmäßiger Liebenswürdigkeit. — „Joseph, nehmen Sie dem Herrn doch mal die Sachen ab," fuhr er zu dem Kellner gewendet fort.

„Ja, gewiß," meinte der Doctor, „Sie haben recht; der Vater Poulart ist zwar nicht mehr da, aber das Hotel hat sich nicht verändert; ich werde mich hier sehr wohl fühlen."

„Das heißt, Sie werden sich hier hoffentlich wohler fühlen," erklärte der Wirth stolz, „denn ich habe großartige Veränderungen vorgenommen. Ich sage Ihnen, mein Herr, Sie werden das Haus nicht wiedererkennen."

„So —?"

„Wenn Sie mir folgen wollen . . ."

III.

Er geht ihm die Treppe hinauf voran in das obere Stockwerk, das der Doctor allerdings nicht wieder erkennt. Das Bild des alten Hauses, das so lebhaft vor seinem geistigen Auge gestanden, daß er sich zeitweilig gern hineinversetzte, verschwindet und verblaßt; an seine Stelle tritt die Gestalt dieses neuen, banalen und gleichgiltigen Etablissements.

Indeß erspart ihm der Wirth nicht die geringste Kleinigkeit. Er macht ihn darauf aufmerksam, daß die Wände jetzt weiß gestrichen sind und nicht mehr braun; er zeigt ihm die großartige, herrliche Beleuchtung mit Auerlicht: er betont, was ihm das Linoleum gekostet, das jetzt den Boden bedeckt.

Als man an seinem früheren Zimmer vorübergeht, fragt Doctor Ledouze mit einem Schimmer von Hoffnung, ob es nicht frei sei; man sagt ihm „Nein," aber er besteht darauf, einen Blick hineinzuwerfen.

„Ich habe hier nämlich lange Zeit gewohnt," fügt er mit einem schwachen Lächeln der Entschuldigung hinzu.

„O mein Herr, Sie werden sich wundern," sagt der Wirth entzückt.

Er öffnet die Thür, und Ledouze tritt mit frommem Schauder ein, bleibt aber sofort bestürzt stehen, denn er glaubt zu träumen.

Das ist doch nicht sein Zimmer!

Wo ist sein Bett, das alte, breite Nußbaumbett mit den bunten Vorhängen, auf denen eine Schaar von Amoretten, von Blumenguirlanden eingefaßt, fröhlich herumtanzte? — Und wo ist denn seine Tapete, die Tapete mit den dicken Blumenbouquets, in die seine Freunde jeden Tag eine andere lustige Devise hineinschrieben? Und wo sind die Flecken an der Decke, die Spuren des weichgekochten Eies, das er eines Tages im Uebermuth hinaufgeschleudert und das dort oben zerbrochen ist? Und die Spur der Revolverkugel, als Mistanchette sich umbringen wollte und er gerade zur rechten Zeit noch eintrat, um die Waffe abwenden zu können!

Das alles ist verschwunden, spurlos verschwunden! Die Decke ist neu gemalt, eine gedruckte Goldtapete bedeckt die Wände, und das vollständig renovirte Mobiliar ist in echt englischem modernen Stil.

„Na, das hat sich verändert, was?" fragt der Wirth, der die schmerzliche Bestürzung Ledouze's für Bewunderung nimmt, mit strahlendem Blick.

„O ja — das hat sich verändert," erklärt der Doctor mit gezwungenem Lächeln, während ihm fast die Thränen in die Augen treten.

Einige Augenblicke später wird sein Koffer in das Zimmer gebracht, das ihm nichts von der Vergangenheit erzählt, und mit einem Seufzer der Erleichterung geht der Doctor in das kleine Cafee im Parterre hinunter, um zu diniren.

Hier kennt er sich wenigstens ein bischen aus; hier haben die Verschönerungen nicht alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Spuren seiner Jugend zu verscheuchen gewußt.

Dort drüben ist seine Ecke, der Tisch, an dem er jeden Abend dinirt, an dem er mit seinen Freunden sang und scherzte oder sich mit Mistanchette zankte — kurz: sein Tisch! Doch als er sich daran niederlassen will, hält ihn der Kellner auf:

„Verzeihung, mein Herr, bitte, nehmen Sie hier Platz; das ist der Tisch des Herrn Jules," fügte er mit dem respektvollen Ton, der einem guten Kunden zukommt, hinzu.

„So, so," versetzt Doctor Ledouze und erklärt dann resignirt: „Na schön — bringen Sie mich unter, wo Sie wollen."

Der Kellner setzt ihn in die schlechteste Ecke des Cafees, wo man früher die gelegentlichen Passanten unterbrachte, in der Nähe der Küche, wo er den Duft der Speisen einathmen muß. Ledouze läßt alles mit sich geschehen, und traurig versucht er zu essen; von einer Melancholie ergriffen, die der Lärm des Cafees noch verstärkt. Er hat die Empfindung, es wäre etwas in ihm erstorben: der Glaube an seine Jugend, an die Vergangenheit, die er noch gestern heraufbeschwören konnte, und deren Untergang er jetzt bemerkt.

Doch nach und nach wird er wieder vernünftig und fühlt sich getrösteter.

Er betrachtet sich in einem Spiegel lange Zeit und beobachtet seine grauen Schläfen — er denkt an sein ruhiges Glück da unten, an sein kleines, lustiges, fröhliches Haus, an seine junge Frau, die ihn so lieb hat und es auch wirklich verdient, wieder geliebt zu werden. Und auf einem Briefbogen des „Hotels zur Jugend" schreibt er an seine junge Frau einen langen Brief, wie er ihn noch nie geschrieben — einen so sanften, liebevollen und aufrichtigen Brief, daß ihr beim Lesen vor Glück die Thränen in die Augen treten werden. Sie wird in ihrem Herzen empfinden, wie es auch ihr Gatte in dieser Stunde empfindet, daß die Morgenröthe eines neuen, strahlenden und ruhigen Glückes angebrochen ist!

Vom Alter.

Von Amelie Godin.

Im Alter, nachdem schon so viel verloren und begraben worden ist, bedarf man der Liebe und ihrer Zeichen noch weit mehr, als in der Jugend.

* * *

Das Alter bedarf sehr der kräftigeren Genossen. Diese aber bedürfen seiner nicht.

* * *

Ganz allmälig, schrittweise, rückt jeder durch die verschiedenen Lebensalter vor; mit jedem dieser Schritte und zurückgelegten Wegestrecken ändert sich etwas von der Beurtheilung über das, was den betreffenden Jahren noch zieme und zustehe. So wird man allmälig sehr tolerant.

* * *

Wollen die Alten nicht gedemüthigt werden, so müssen sie zu schweigen lernen.

* * *

Die Jugend ist allenfalls bereit, bei den Greisen Verdienste anzuerkennen. Dabei denkt sie aber: Wohl, du magst das Deinige geleistet haben; das ist aber jetzt vorbei. Uns gehört die Gegenwart, uns die Zukunft, da darf uns keiner drein reden.

* * *

Das Alter verleiht gleichsam ein innerliches Janusgesicht, das rückwärts und vorwärts schaut. Die Vergangenheit gewinnt größere Kraft, je näher die Zeit rückt, wo wir selbst vergangen sind.

* * *

Jedes Lebensalter hat seine eigenen Erfahrungen, Versuchungen. Fertig wird keiner mit sich und anderen, bis zum Ende der Dinge nicht. Hindernisse überwinden ist Kraft, also Leben. Zum Hinderniß werden, ist lähmend, doch fast unausbleiblich.

* * *

Oft hört man klagen: welche Noth hat man doch mit den alten Leuten! Welche Noth die alten Leute mit den jungen haben, wissen diese nicht. Es ist dem Greise möglich, die Jugend zu verstehen, da er selbst einmal jung war. Nicht umgekehrt. Kein Junger ist im Stande, sich vom Alter ein wirklich zutreffendes Bild zu machen — er sieht es immer nur in der Vorstellung, so wie es, seiner Meinung nach, sein sollte.

* * *

Eine der reifsten Früchte des Alters ist: zu begreifen und zu verzeihen.

* * *

Alles, was spät erlebt wird, sinkt viel schwerer und tiefer in die Seele, als früh Erlittenes, und dabei ist die Kraft, zu ertragen, viel geringer geworden.

* * *

Zu den größten Tröstungen gehört, daß keinem rechten Menschen der Jungbrunnen sich je verschließt. Eine freudige Stunde, ein Genuß durch die Kunst, jede warme Herzensregung ist solch ein Labetrunk aus dem Born der Jugend. Das giebt dem Weitgewanderten, Müden nicht nur eigene Kraft, es wahrt ihm auch die Möglichkeit, das Neue zu verstehen.

* * *

Je älter wir werden, desto öfter gedenken wir unserer Eltern.

Trostworte.

Unendlich viele Menschen giebt es, die mit wahren und guten Empfindungen an ihrem Nächsten vorübergehen, die einem Unglücklichen mit theilnehmenden Blicken nachsehen, die leise Worte des Trostes auf den Lippen wiegen — und doch kein Glück damit bieten. „Was liegt ihm an meinem Wort?" fragen sich solche Menschen, aber die Antwort mußte lauten: Das, was Dir an einem guten Wort, an einem lieben Blick liegen würde, wenn Du selber unglücklich wärest.

Wer gerade nicht in Trauer steht, meint, weil ihm ein Trostwort unbedeutend erscheint, müsse es auch dem anderen unbedeutend sein. Ein falscher Wahn. Selbst dann, wenn Dein eigenes Herz die oft ausgesprochenen Theilnahmsphrasen: Wie leid thut es mir. Wie sehr fühlt mein Herz mit Ihnen! Wie tiefbewegt hat mich der schwere Schlag, der Sie traf! Selbst wenn das eigene Herz diese Phrasen nicht ganz ausfüllt: Der Hörende hat so unendlich viel Weh, daß er jedes dieser Worte in ganzer Tiefe empfängt. Dir ist augenblicklich „Tod" ein leerer Schall, weil Du in Freuden stehst. Das Weib aber, das mit dem Tode soeben um das Theuerste auf der Welt rang, braucht das Wort nur zu hören, und sie erkennt all seine furchtbare Macht. „Vermögensverlust." Du sprichst es vielleicht ohnehin, weil Du ein theilnehmendes Wort sagen willst — der andere ahnt Deine Gleichgiltigkeit hierbei gar nicht, weil er alle Schrecken aufsteigen sieht, die er soeben erfahren hat. Und so, wie viel oder wie wenig Antheil Du immer an fremdem Schicksal nimmst, Du wirst dem Trauernden und Trostlosen doch stets den Eindruck wahrer Theilnahme wecken, weil Du ihm Gelegenheit giebst, sich auszusprechen, oder weil Du ihm zum Mindesten den Wahn giebst, daß sein Leben für Dich nicht ganz ohne Antheil blieb. Ein schöner Wahn kann auch Trost werden, denn, wie sagt doch Uhland? „Das Bild ist höher, als sein Gegenstand, der Schein mehr Wesen, als die Wirklichkeit, wer nur die Wahrheit liebt, hat ausgelebt. Das Leben gleicht der Bühne, hier wie dort, muß, wenn die Täuschung weicht, der Vorhang fallen."

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß man täuschen und heucheln soll. Aber wem schon der Wunsch kommt, dem Trauernden ein Trostwort zu sagen, der zeigt ja bereits innere Theilnahme, und wer die Worte ausspricht, wer die tiefe, leidvolle Klage Unglücklicher hört, dem steigt das Mitleid mehr und mehr auf, wenn es auch anfangs nur ein kleiner Keim gewesen ist. Wären wir Engel, so fänden wir wohl Mittel, die von Seele zu Seele wirken. Da wir nun aber Menschen sind, so müssen wir uns schon unserer Sinne, vornehmlich des Auges und des Ohres, bedienen, um zu verstehen und verstanden zu werden.

„Aber ich kann so wenig schöne Worte machen." Das ist auch gar nicht nöthig. Die trivialste Wortform genügt, wenn nur überhaupt Theilnahme darin liegt. Ein lieber Blick, ein Händedruck, ein Kuß, je nach der Vertrautheit des Umganges, sind die wirksamsten Unterstützer auch der am öftesten gebrauchten Phrase. Freilich, wer schöne, erhebende Worte findet und den Takt hat, sie zur rechten Stunde zu sprechen, der verfügt über eine seltene Gabe.

Allerdings giebt es Trauerfälle, giebt es unendliches Herzeleid, dem gegenüber auch das tiefste Mitgefühl kein Trostwort findet. Dann freilich kann sich nur Thräne mit Thräne einen, und nur das innigste Anschmiegen kann einer wilden Verzweiflung Halt bieten. Dann freilich begnüge sich der Fernstehende mit schonendster Zuvorkommenheit, mit liebevollster Aufmerksamkeit, mit jener zartfühlenden Achtung, die ein großes Unglück stets wachruft, und erst, wenn das verzweifeltste Weh der Heilung der Zeit wich, kleide sich seine Theilnahme in Worte.

Es ist ein tiefes Thema, das der Trostworte und der Theilnahme. Aber gerade, weil in unseren klügelnden Tagen die Menschen sich mehr und mehr vor dem Ausdruck der Theilnahme „drücken" und dadurch herzloser erscheinen, als sie sind, gerade deshalb sei einmal darauf hingewiesen, welche Macht das ausgesprochene Wort hat.

— Schöne Aussicht. Junger Rechtsanwalt: „Heute hatt' ich einen Mörder und zwei Straßenräuber zu vertheidigen; vielleicht gelingt es mir auch, in den schwebenden großen Bankerott und Meineidsprozeß hineinzukommen. . . und dann heirathen wir, Schatz!" Braut (selig): „Ach, das Leben ist doch schön, Eduard!"

— Aus der Praxis. Tochter: „Ach Papa, erkläre mir doch, bitte, den Unterschied zwischen den Worten: Mißgeschick und Unglück!" Vater: „Sehr einfach, mein Kind. Sieh einmal, daß mir immer die Knöpfe abplatzen, das ist ein Mißgeschick; daß sie mir Deine Mutter aber nie annäht, das ist ein Unglück."

— Unvorsichtige Bestätigung. Sie: „Ich gestehe es ein — ich habe meine Fehler!" — Er (ehrlich): „O ja, das ist wahr!" — Sie (empört): „So, welche denn?"

— Die Fremdwörter. Hauptmann: „Feldwebel, ich hatte Ihnen doch gestern schriftlich mitgetheilt, daß von einer Arreststrafe des Rekruten Schulze abstrahirt werden soll, und nun melden Sie mir trotzdem, daß Sie ihn beigesteckt haben." Feldwebel: „Herr Hauptmann werden entschuldigen, ich habe das so verstanden, daß der Mann abstrafirt werden soll und ihm deshalb 24 Stunden Arrest gegeben."